

Vorwort

Robert Putnam kam Anfang der 90er Jahre aufgrund seiner intensiven Beschäftigung mit der italienischen Regionalverwaltungsreform zu der Schlussfolgerung, dass *social capital is the key to making democracy work*. Daraufhin wurde das auf die Soziologen James Coleman und Pierre Bourdieu zurückgehende Sozialkapitalkonzept auch in der politischen Kulturforschung immer populärer. Mit Rückgriff auf die Ideen Alexis de Tocquevilles wurde in vielen aktuellen politikwissenschaftlichen Forschungsprojekten die Wechselwirkung zwischen sozialen, nicht-politischen Aktivitäten und politischen Verhaltensweisen betrachtet. Dabei wurde untersucht, inwiefern Vereine als *Schulen der Demokratie* fungieren, soziales Vertrauen wie ein *Schmiermittel im Räderwerk des sozialen Systems* wirkt und kooperative Normen die *moralischen Grundlagen* des gesellschaftlichen Miteinanders bilden. Obwohl angenommen wird, dass Sozialkapital bereits im Jugendalter eine wichtige Ressource darstellt, standen im Mittelpunkt derartiger Studien allerdings Erwachsene. Daher wird hier der Frage nachgegangen, welche Rolle Sozialkapital für die politische Sozialisation in der Jugendphase spielt. Diese Forschungsarbeit wurde durch die Landesgraduiertenförderung Baden-Württemberg finanziert und im Juni 2005 von der Fakultät für Sozialwissenschaften der Universität Mannheim als Dissertation angenommen. Für die Veröffentlichung wurde das Manuskript geringfügig überarbeitet.

Sozialkapital macht uns *smarter, healthier, safer, richer*, so eine weitere, viel zitierte Annahme Robert Putnams. Während ich mich in meiner Dissertation mit dem Thema Sozialkapital beschäftigt habe, wurde mir besonders bewusst, wie hoch der Wahrheitsgehalt dieser Aussage ist. Ich möchte dies noch deutlicher formulieren und stelle die Behauptung auf, dass Sozialkapital in Form sozialer Beziehungen der Schlüssel zur erfolgreichen Durchführung eines solchen Projektes ist – und zwar in vielfacher Hinsicht. Gespräche mit Kollegen führen immer wieder zu neuen Ideen, Anregungen und unter Umständen auch zu der Erkenntnis, in einer Sackgasse gelandet zu sein. Zusammen mit Familie und Freunden können Tiefpunkte leichter überwunden und Erfolge schöner gefeiert werden. Sie helfen auch, die Arbeit von Zeit zu Zeit in den Hintergrund treten zu lassen und andere Dinge im Leben nicht zu sehr zu vernachlässigen. Jeder, der selbst schon einmal ein größeres Projekt in Angriff genommen hat,

kennt diese Situationen und weiß um die Wichtigkeit des persönlichen ‚Netzwerks‘.

Über diese allgemeinen Feststellungen hinausgehend möchte ich daher einigen Kollegen und Freunden sowie meiner Familie im Einzelnen danken. Zu nennen ist hier zunächst Prof. Dr. Jan W. van Deth, dem ich nicht nur einen großen Teil meiner wissenschaftlichen Ausbildung verdanke, sondern der in vielen konstruktiven und geduldigen Gesprächen auch maßgeblich an der Entwicklung meiner Dissertation mitgewirkt hat. Ohne seine Unterstützung wäre diese Arbeit wohl niemals in der nun vorliegenden Form zustande gekommen. Sehr gefreut habe ich mich außerdem darüber, dass Prof. Dr. Klaus Schönhoven sich als Zweitgutachter bereitwillig auf mein Thema eingelassen hat. Für die vielen anregenden Diskussionen und hilfreichen Ratschläge bin ich zudem meinen Kollegen Sigrid Roßteutscher, Martin Elff, Sonja Zmerli und Simone Abendschön zu Dank verpflichtet. Julia Jung, Holger Endrös, Bernd Schlipphak sowie Daniel Stegmüller danke ich für das sorgfältige Korrekturlesen und – wie vielen anderen Freunden – für die moralische Unterstützung. Insbesondere mein Lebensgefährte Daniel Rathke war für mich stets ein Fels in der Brandung. Er hat nicht nur die verschiedenen Versionen meiner Arbeit so oft gelesen wie kein anderer, sondern darüber hinaus geduldig Motivationseinbrüche, Freudentaumel und Stimmungsschwankungen durchgestanden. Vielen Dank für Alles! Am Ende genannt und dennoch am wichtigsten: meine Eltern, für deren uneingeschränkte Unterstützung ich ohnehin keine angemessenen Worte der tiefen Dankbarkeit finden kann und denen daher dieses Buch gewidmet ist.

Mannheim im Januar 2006

Julia Schäfer

1 Einführung

1.1 Fragestellung

Die Wahl des Unwortes 2004 fiel auf ‚Humankapital‘, denn der *Begriff* „degradiert (...) Menschen (...) zu nur noch ökonomisch interessanten Größen“, so die Begründung der Jury.¹ Dass es sich mit Humankapital zunächst um einen analytischen Begriff handelt, der also selbst keine „primär ökonomische Bewertung“ fördern kann, wird von der Jury vollkommen ignoriert. Dabei sollte mit der Einführung des Humankapitalkonzepts gerade der wissenschaftlichen Reduzierung der Wirklichkeit auf finanzielles und physisches Kapital entgegengewirkt werden. Indem nämlich der Tatsache Rechnung getragen wird, dass “expenditures on education, training, medical care, (...) produce human, not physical or financial, capital because you cannot separate a person from his or her knowledge, skills, health, or values the way it is possible to move financial and physical assets while the owner stays put“ (Becker 1993: 16). Aus ähnlichen Gründen hielt Pierre Bourdieu (1983) die Erweiterung des Kapitalbegriffs sowie dessen Etablierung in den modernen Sozialwissenschaften für notwendig, denn „es ist nur möglich, der Struktur und dem Funktionieren der gesellschaftlichen Welt gerecht zu werden, wenn man den Begriff des *Kapitals in allen seinen Erscheinungsformen einführt*“ (Bourdieu 1983: 184; H.i.O.; vgl. Schuller, Baron und Field 2000). Daher sollten gerade die Ausbreitung des Kapitalbegriffs in „nicht-fachliche Bereiche“ sowie der Einbezug „aller denkbaren Lebensbezüge“ – Folgen, die die Unwort-Jury laut Pressemitteilung fürchtet – ein wichtiges Ziel und Anliegen moderner Sozialwissenschaft sein. Denn es muss die Funktionslogik auch derjenigen Wirkungsmechanismen, „die zwar objektiv ökonomischen Charakter tragen, aber als solche im gesellschaftlichen Leben nicht erkannt werden und auch nicht erkennbar sind“, verstanden werden (Bourdieu 1983: 190). So werden bestimmte kulturelle Fertigkeiten, wie zum Beispiel Tischmanieren, innerhalb der Familie weitergegeben, die als ‚feine Unterschiede‘ zum Abgrenzungskriterium werden können und so auch zur ‚Reproduktion sozialer Ungleichheiten‘ beitragen. Sie stellen in diesem Sinne ein kulturelles Kapital dar (vgl. Bourdieu 1982). Daneben diskutiert Bourdieu die Wichtigkeit von

1 Pressemitteilung der Jury <http://unwortdesjahres.org/presse.htm> (Stand: 1. März 2005).

sozialen Beziehungen und Ressourcen, die einzelnen Menschen aufgrund ihrer „Zugehörigkeit zu einer Gruppe“ zur Verfügung stehen und nennt dies Sozialkapital (Bourdieu 1983: 190). Auch andere Sozialforscher, wie zum Beispiel Loury (1977), Coleman (1988), Putnam (1993) oder Esser (2000), verwenden diesen Begriff. Allerdings nicht, um – wie die Unwort-Jury wohl vermuten würde – nun auch noch soziale Beziehungen zu ‚ökonomischen Größen zu degradieren‘, sondern vielmehr, um die Bedeutung derartiger Beziehungen für das Individuum sowie für die Gesellschaft zu entschlüsseln (vgl. Roberts 2004). So betont auch die OECD, dass es notwendig ist „to understand the impacts of developments in the human and social environments as well as physical and natural ones“ (OECD 2001: 10).

Für Politikwissenschaftler ist es dabei besonders wichtig zu verstehen, warum einige Menschen ihren Blick auf die politischen Alltagsgeschäfte richten, also politisch interessiert sind, und warum andere dies nicht tun, warum einige die Berücksichtigung ihrer Interessen im politischen Prozess einfordern und aktiv auf politische Entscheidungsprozesse einwirken wollen und andere nicht. Mit anderen Worten beschäftigt sich ein großer Teil der politikwissenschaftlichen Sozialforschung, insbesondere der Teilbereich der politischen Soziologie, mit der Frage, warum einige Bürger in diesem Sinne über politisches Kapital verfügen und andere nicht. Und um ein politisches ‚Kapital‘ muss es sich handeln, denn das Interesse und Wissen um aktuelle politische Geschehnisse sowie die Bereitschaft, sich aktiv zu beteiligen, stellen einerseits für die einzelnen Bürger wichtige individuelle Ressourcen dar und sind andererseits ein unverzichtbares kollektives Gut moderner Demokratien (vgl. Booth und Richard 1998). Dass vor allem die unterschiedliche Ressourcenausstattung, wie zum Beispiel finanzielles Kapital und Humankapital², einen wichtigen Erklärungsfaktor politischen Kapitals darstellt, ist sowohl auf der System- als auch auf der Individualebene unumstritten.

Mit Rückgriff auf die auf Alexis de Tocqueville ([1835] 1965) zurückgehende Idee einer Wechselwirkung zwischen sozialen, nicht-politischen Aktivitäten und politischen Verhaltensweisen wird in jüngster Zeit darüber hinaus davon ausgegangen, dass auch *Sozialkapital* sowohl für die einzelnen Bürger als auch für die Gesellschaft und damit für das Funktionieren moderner demokratischer Systeme positive Konsequenzen hat. In der Weiterführung der Beobachtungen von Tocqueville wurde in diesem Zusammenhang das Sozialkapitalkonzept von James S. Coleman (1990a) erweitert und in die politische Kulturforschung in-

2 Humankapital wird innerhalb dieser Arbeit mit der OECD definiert als „the knowledge, skills, competences and attributes embodied in individuals that facilitate the creation of personal, social and economic well-being“ (OECD 2001:18); dafür dient als wichtigster Indikator die Schulbildung.

tegiert. Diese Adaption des Sozialkapitalkonzepts innerhalb der Politikwissenschaft geschah in Folge der Arbeiten Robert D. Putnams, der soziales Kapital als Kombination struktureller und kultureller Aspekte konzeptualisiert. So führt Putnam (1993) in seinem Buch *Making Democracy Work* sowohl die wirtschaftlichen Differenzen als auch die unterschiedliche Leistung der italienischen Regionalregierungen auf die ungleiche Sozialkapitalausstattung in Süd- und Norditalien zurück, und seine Schlussfolgerung lautet „social capital is the key to making democracy work“ (Putnam 1993: 183; vgl. 2000: 290). Denn Sozialkapital als Eigenschaft einer Gesellschaft senkt die Risiken von Kooperation und hilft so, Dilemmata kollektiven Handelns kostengünstig zu überwinden (vgl. Putnam 1993: 177). Außerdem wirkt sich soziales Kapital als individuelle Ressource positiv auf die politischen Orientierungen der Bürger aus (vgl. Putnam 2000: 338; van Deth 2002: 575).

In aktuellen Forschungsprojekten wird daher untersucht, inwieweit soziale Beteiligung, soziales Vertrauen sowie soziale Werte und Normen als zentrale strukturelle und kulturelle Bestandteile sozialen Kapitals politisches Interesse, politische Beteiligung oder politische Unterstützung bedingen (vgl. z.B. Gabriel et al. 2002).³ Im Mittelpunkt derartiger Studien stehen in der Regel Erwachsene. Allerdings ist es aufgrund der Annahmen der Sozialkapitaltheorie äußerst plausibel anzunehmen, dass Sozialkapital bereits im Jugendalter eine wichtige Ressource darstellt. Denn es wird grundsätzlich davon ausgegangen, dass die verschiedenen Aspekte sozialen Kapitals einen wichtigen Faktor bei der Erklärung der politischen Involvierung und deren Konzentration in bestimmten Bevölkerungsgruppen darstellen. Gleichzeitig wird in Jugendstudien immer wieder festgestellt, dass rund die Hälfte der Jugendlichen politisch interessiert und zu aktiver politischer Teilhabe bereit ist (vgl. Deutsche Shell 2002 und 2000a; Gaiser et al. 2001; Gille und Krüger 2000; Jugendwerk der Deutschen Shell 1997; Vaskovics und Zinnecker 1996; Hoffmann-Lange 1995b; Friedrich und Förster 1994; Silbereisen; Veen 1994; Büchner und Krüger 1991). Wenn die (unterschiedliche) Sozialkapitalausstattung tatsächlich ein wichtiger Erklärungsfaktor der Verteilung politischer Einstellungen und Verhaltensweisen Erwachsener ist, sollte sich dieser Zusammenhang bereits im Jugendalter zeigen. Denn bei den Jugendlichen finden sich in Bezug auf viele politische Orientierungen zwar häufig andere Niveaus als bei den Erwachsenen, allerdings ähneln sich sowohl die Trendentwicklungen als auch der Einfluss zentraler Standardeinflussfaktoren meist stark. Aufgrund der Annahme, dass die politische Sozialisation besonders in der Jugendzeit wirksam ist, liegt die Vermutung nahe, dass sich gerade in dieser Phase grundlegende politische Einstellungen festigen und insofern Sozi-

3 Vgl. auch das Projekt ‚Citizenship, Involvement, Democracy‘ (CID) und die entsprechende Internetseite: <http://www.mzes.uni-mannheim.de/projekte/cid/> (Stand: 5. März 2005).

alkapital besonders wichtig sein sollte. Trotzdem bleiben Sozialisationsansätze in der Sozialkapitalforschung ebenso weitgehend unberücksichtigt, wie umgekehrt die Sozialisationsforschung wenig unternimmt, um Erkenntnisse der politischen Kulturforschung fruchtbar zu nutzen. Sylvia Greiffenhagen (2002) vermutet aber, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis eine solche Integration vollzogen wird, denn die „Frage nach dem Zusammenhang zwischen der sozialen Situation von Individuen oder Gruppen und ihrem demokratischen Potential (...) in der ‚Zivilen Gesellschaft‘ trifft (...) ins Zentrum demokratischer Identität“ (Greiffenhagen 2002: 417).

Allerdings wurde der Frage nach der Bedeutung sozialen Kapitals für die politische Sozialisation im Jugendalter in Deutschland bisher empirisch nicht nachgegangen. Denn wird das ‚Sozialkapital‘ Jugendlicher untersucht, steht als primäre Sozialisationsinstanz vor allem die Familie aber auch die Schule und Kontakte mit Gleichaltrigen sowie deren Einfluss auf individuelle Entwicklungsaspekte, wie zum Beispiel der schulische Erfolg, das psychische Befinden oder delinquentes Verhalten Jugendlicher im Vordergrund, so dass in diesem Zusammenhang von junglichem ‚Entwicklungskapital‘ gesprochen wird (vgl. Stecher 2001). Ob die in vielen empirischen Studien bei Erwachsenen gefundenen Zusammenhänge zwischen den kulturellen und strukturellen Aspekten sozialen Kapitals sowie deren Einfluss auf verschiedene politische Orientierungen sich bereits im Jugendalter zeigen, ist dagegen bisher nicht untersucht worden.

Jedoch kommen in jüngster Zeit Sozialforscher, wie zum Beispiel Stolle und Hooghe (2002) zu dem Ergebnis, “that it does make sense to study adolescence, and not only in selected contexts, such as schools, but also the social participation of youngsters” (Stolle und Hooghe 2002: 30; vgl. 2004). Allerdings beruht diese Feststellung auf Daten von Erwachsenen, die rückblickend ihre Jugend bewerten sollen. Diejenigen Befragten, die in ihrer Jugend in einer Jugendorganisation Mitglied waren, sind im Vergleich zu ehemaligen Nicht-Mitgliedern doppelt so häufig auch heute noch Mitglied in einer Organisation.⁴ Andere Forschungsarbeiten weisen darauf hin, dass partizipatorische Erfahrungen im Jugendalter wichtig für politische Einstellungen und Verhaltensweisen im späteren Leben sind (vgl. z.B. Youniss 2000; Smith 1999a, 1999b; Yates und Youniss 1999; Youniss und Yates 1997). Die zugrunde liegende Hypothese dieser Studien lautet also, dass sich soziale Beteiligung, soziales Vertrauen und soziale Werte und Normen im Jugendalter positiv auf politische Orientierungen im *Erwachsenenalter* auswirken. Die zentrale Frage, inwieweit derartige Mechanismen bereits im *Jugendalter* wirksam sind, kann innerhalb solcher Studien allerdings nicht beantwortet werden. Daher wird im Rahmen dieser Arbeit für

4 Innerhalb dieser Arbeit werden die Begriffe ‚Verein‘, ‚Vereinigung‘, ‚Freiwilligenvereinigung‘, ‚Freiwilligenorganisation‘, ‚Organisation‘ und ‚Verband‘ synonym verwendet.

die Jugendlichen in Deutschland anhand von sieben seit 1990 erhobenen Jugendstudien untersucht, ob Sozialkapital einen substantiellen, zusätzlichen Erklärungsfaktor dafür bietet, warum einige Jugendliche in Deutschland politisch involviert sind und in diesem Sinne bereits in jungen Jahren über politisches Kapital verfügen und warum dies für andere Jugendliche nicht zutrifft.

1.2 Datengrundlage und Untersuchungsdesign

Mit ‚Jugend‘ werden teilweise sehr unterschiedliche Inhalte verbunden. So kann mit diesem Begriff eine Phase innerhalb des Lebenszyklus, eine Altersgruppe innerhalb der Gesellschaft, eine biologische Lebensphase, eine Subkultur und ein gesellschaftliches Ideal bezeichnet werden (vgl. Schäfers 2001: 17f.). Innerhalb dieser Arbeit wird Jugend mit Rückgriff auf den in der soziologischen Jugendforschung weit verbreiteten rollentheoretischen Ansatz konzeptioniert, der sich in erster Linie auf die Arbeiten von Schelsky (1957), Tenbruck (1965), Mannheim (1965) und Fend (1988) stützt und eine Weiterentwicklung dieser dargestellt. Danach kann Jugend als die Lebensphase einer Generation definiert werden, wobei von „einer jeweils vorherrschenden, durch die historischen und die wirtschaftlich-kulturellen Verhältnisse bestimmten Generationengestalt bei einer Mehrheit der Jugendlichen eines Jahrgangs gesprochen“ wird (Hurrelmann 1994: 60). Dieser Ansatz ist deswegen interessant, da er Spielraum für die unterschiedliche, individuelle Ausgestaltung der Lebensphase ‚Jugend‘ lässt und damit der „Entstrukturierung der Jugendphase“ (Olk 1985: 290) Rechnung trägt, gleichzeitig aber davon ausgeht, dass dies „innerhalb generationsspezifischer Ausdrucksformen“ geschieht (Hurrelmann 1994: 60).

Einer zentralen Annahme rollentheoretischer Sozialisationsansätze zufolge orientiert sich das Verhalten eines Individuums an der Reaktion von (Kooperations-)Partnern. Im Sinne eng verwandter entwicklungstheoretischer Ansätze ist dabei zwar von lebenslangen Lernprozessen auszugehen, aber der Jugendphase wird eine besondere Bedeutung im Sozialisationsprozess zugesprochen (vgl. z.B. Kohlberg [1927] 1984). Je mehr ‚Rollen‘ ein Individuum demnach im Laufe seines Lebens übernimmt, desto stärker richtet sich sein Verhalten an „immer universalistischeren ‚generalized others‘“ aus (Greiffenhagen 2002: 414). Es wird deutlich, dass derartige Sozialisationsansätze Parallelen zu sozialkapitaltheoretischen Überlegungen aufweisen, denn Putnam (1993) vermutet, dass „repeated exchange of a period of time tends to encourage the development of a norm of generalized reciprocity“ (Putnam 1993: 172).

Außerdem lassen sich rollentheoretische Ansätze sehr gut mit der innerhalb der empirischen Sozialforschung üblichen ‚Definition‘ von Jugend über das Alter verbinden. Danach interessiert ‚Jugend‘ unter dem Gesichtspunkt einer